

europa *ethnica*

Schwerpunkt
„Armenien“

Armenia in a Region at Risk
(Giragosian)

The Trinity of the Armenian Genocide
(Avedian)

„Unsere Sprache ist unsere
Geschichte“
(Dum-Tragut)

Die Minderheiten in Armenien
(Dum-Tragut)

Armenische Diaspora
(Dabag)

Der Umgang der Türkei mit ihrem
christlichen Erbe
(Ludwig)

Nouveaux problèmes pour les
minorités linguistiques
(Kremnitz)

Spanier und Berber in Melilla
(Cichon)

Spanien: Föderalismus vs.
interne Nationalismen
(Blanco Valdés)

der erste), eine Janusgestalt zu, das gleichzeitige Vorkommen progressiver und regressiver Momente (S. 473/474); es kommt stark darauf an, welche dieser Aspekte im konkreten Fall die wichtigere Rolle spielen.

Nicht zuletzt ist der periphere Nationalismus in erheblichem Maße von der Haltung des Gesamtstaates abhängig. Akzeptiert dieser Differenz, dann sind die Aussichten auf eine friedliche Koexistenz recht gut. Ist das nicht der Fall oder, schlimmer noch, versucht der Gesamtstaat eine Re-Zentralisierung, dann kann die Situation rasch gespannt werden. Solche Spannungen existierten lange Zeit zwischen Spanien und Euskadi, im Augenblick scheinen sie sich etwas abgeschwächt zu haben. Dafür hat sich seit spätestens 2010 das Verhältnis zwischen dem Zentralstaat und Katalonien so zugespitzt, dass eine katalanische Unabhängigkeit aufgrund eines Plebiszits heute nicht mehr unmöglich erscheint. Durch ihre wenig flexible Politik tut die derzeitige spanische Zentralregierung alles, um die Kompromissbereitschaft der katalanischen Seite zu verringern und um diese Option zur Wirklichkeit werden zu lassen. Auch „gemäßigte“ katalanische Freunde sagen mir mittlerweile, dass „es so nicht mehr geht“. Natürlich löst die Unabhängigkeit allein kaum ein Problem, sie kann jedoch einen günstigeren Rahmen für deren Bewältigung liefern. Umgekehrt sollte man vielleicht „zerrüttete Ehen“ nicht zu lange aufrechterhalten. Insofern könnte eine mögliche Unabhängigkeit Kataloniens und Euskadis eine Chance bieten, enthält aber auch die Gefahr der in Kleinstaaten nicht selten vorkommenden Verengung.

Der Band stellt eine ausgezeichnete Studie der Veränderungen nationaler Bewegungen aufgrund der globalen Hegemonie eines neoliberalen Grundkonzepts vor, die in ihrer Bedeutung weit über die beiden vorgestellten Fälle hinausgeht. Nicht zuletzt ist er sehr sorgfältig gearbeitet und ediert; auch der missgünstigste Rezensent kann fast keine (Druck-)Fehler finden. Mir sind nur zwei kleine inhaltliche Irrtümer aufgefallen: Der baskische Schriftsteller und Politiker Federico Krutwig Sagredo ist erst 1998 gestorben (S. 255), und Joan Maragall war in erster Linie einer der größten Dichter des *Modernisme* in Katalonien (S. 256).

Man möchte dem Band viele Leser, vor allem in der europäischen politischen Klasse, wünschen – vielleicht sollte man eine gekürzte Volksausgabe für lesefaule Politiker ins Auge fassen, damit die Schlussfolgerungen Esers ihre eigentliche Zielgruppe erreichen. Denn seine möglichen Erträge gehen deutlich über das konkret bearbeitete Feld hinaus.

Georg Kremnitz

Glasse, Georg, **Politische Räume. Die diskursive Konstitution eines „geokulturellen Raums“ – die Frankophonie**. Bielefeld: transkript Verlag, 2013, 269 S., € 29,80.

Das zu rezensierende Buch ist hervorgegangen aus einer in Mainz angefertigten Habilitationsschrift des Geographen Georg Glasse, heute in Erlangen tätig, der sich „eine traditionelle Fragestellung der Geographie“ vorgenommen hat, nämlich wie „die Existenz einer ‚internationalen Gemeinschaft‘ und eines ‚geokulturellen Raums‘ verstanden, d.h. konzeptionalisiert und analysiert werden [kann]?“ (S. 217). Dass er auf diese Frage nun gerade nicht traditionell antwortet, sondern an konstruktivistische kulturalistische Theoriebildung anschließt und diese für die Kulturgeographie aufbereitet, stellt ein zentrales und zu würdigendes Anliegen des Autors dar. Allerdings, und auch dies wird im Weiteren zu zeigen sein, schlägt er dabei Wege ein, die keineswegs unproblematisch sind und zu einer kritischen Diskussion einladen. Im Weiteren stelle ich zunächst den Inhalt

der einzelnen Kapitel kommentierend vor, daran im Anschluss erfolgt die Diskussion einzelner Aspekte und schließlich eine zusammenfassende Einschätzung.

Überblick

Der Band gliedert sich in sechs unterschiedlich umfangreiche Kapitel, gefolgt von einem Anhang und der Bibliographie. Jeder Abschnitt des Buchs wird mit einem jeweils grau unterlegten Fazit abgeschlossen. Der Band enthält zudem zahlreiche Abbildungen, Tabellen und sieben als Exkurse markierte Abschnitte. Leider sind einige der Abbildungen (17–20, 23–25) schlecht lesbar; in Abb. 12 ist zudem die Beschriftung der Komoren mit ‚Mayotte‘ unzutreffend. Ein Sachindex fehlt; er hätte zweifelsohne die Erschließbarkeit des Inhalts gefördert.

Im einleitenden kurzen Kapitel 1, „Die Frankophonie – ein *espace géoculturel*?“ (15–20), rückt von Anfang an das Geschäft der „Organisation internationale de la Francophonie“ (OIF) in den Mittelpunkt, deren Existenz als eine politische suprastaatliche Institution und deren Selbstwahrnehmung als „geokultureller Raum“ vom Verf. zu einem Gegenstand kulturgeographischer Forschung geformt werden. Als disziplinäre Prämisse gilt, dass „die Gliederung der Menschheit in spezifische Gruppen und die Gliederung der Erde in spezifische Räume seit der Etablierung der Geographie als wissenschaftliche Disziplin“ (S. 18) deren originäre Themen seien. Weite Teile der heutigen Humangeographie gingen unter Zugriff auf handlungstheoretische Ansätze davon aus, dass „Gemeinschaften als auch Räume immer als hergestellt und nicht als natürlich gegeben konzeptualisiert werden müssen“ (ebd.). In dieser Perspektive wird für ihn die „poststrukturalistisch informierte Diskursforschung“ attraktiv, die für die weitere Untersuchung der politischen Organisation der Frankophonie den theoretischen Rahmen bereitstellt.

Kap. 2, „Kollektive Identität und Raum – traditionelle Ansätze, Kritik und Vorschläge zur Neukonzeption“ (S. 21–61), unternimmt eine Grundlegung des zu untersuchenden Gegenstands in der Geographie und stellt dar, wie sich die Fachdiskurse in der Geographie seit der zweiten Hälfte des 20. Jh. in einer Weise verändert haben, dass nun auch ein Phänomen wie die Frankophonie Gegenstand einer kulturgeographischen Untersuchung werden kann. Dafür bedarf es eines Begriffsverständnisses von ‚Raum‘/‚Räumen‘, das konsequent handlungstheoretisch und konstruktivistisch fundiert ist. Einleitend zeigt der Verf. zunächst, wie und warum das in Anthropologie, Psychologie und anderen Disziplinen zu verortende Konzept der ‚Identität‘ auch für die Kulturgeographie von Interesse sein muss, wobei in Hinblick auf die anvisierte Untersuchung von ‚Gemeinschaften‘ der Fokus auf ‚kollektive Identität‘ fällt. Der Akzent dieses Kapitels liegt allerdings mehr auf einer differenzierten Diskussion des zweiten Begriffs, auf Raum bzw. Räume. Anders als noch in den 1960er und 1970er Jahren wird ‚Raum‘ in der Geographie nicht mehr als gegebene wesentliche Ganzheiten gedacht, sondern als von Menschen bzw. von den Wissenschaften konstruiert. Die Lektüre der beiden Abschnitte „Räume als Konstrukt I: das handlungstheoretische Konzept ...“ und „Räume als Konstrukt II: *radical geography* und *new cultural geography*“ bietet eine (auch für einen fachfremden Leser) hoch aufschlussreiche Positionsbestimmung und kritische Sichtung neuerer sowohl geographischer – Stichwort: Regionalisierung – als auch kulturwissenschaftlicher Forschungsansätze. Die *postcolonial studies*, feministische Theorien sowie die sprachanalytischen und diskursanalytischen Theorien (von Foucault und Lacan), subsumiert unter dem Begriff des *cultural turns*, erwiesen sich, so der Verf., als tragende Impulse für die Neuausrichtung in der Humangeographie.

Kernstück von Kap. 3 „Ausarbeitung eines politischen Konzepts von Identitäten und von Räumen“ (S. 63–96), ist die Beschäftigung mit Diskurstheorie. Tragend ist dabei die von vielen anderen Sozial-, Politik- und KulturwissenschaftlerInnen geteilte Annahme, dass „die gesamte soziale Wirklichkeit als diskursiv konstituiert“ (S. 63) zu betrachten sei. Somit bedarf es auch eines Diskursbegriffs, der die damit verbundene Komplexität abzubilden vermag. Foucaults Diskursbegriff reiche in dieser Hinsicht nicht weit genug (vgl. S. 74). Angemessener sei, und darin besteht ein Novum der Arbeit, auf die politikwissenschaftlich orientierte Diskurstheorie von Ernesto Laclau und Chantal Mouffe zuzugreifen, deren Vorzüge dem Verf. zufolge darin bestehen, dass sie sowohl sprachliche als auch nichtsprachliche Artikulationen in den Blick nehme (vgl. S. 76) und im Gegensatz zu Foucaults Theorie „nicht einen Bereich des Diskursiven von einem Außer- bzw. Vordiskursiven“ abtrenne (ebd.). Ein weiterer Vorzug der Theorie von Laclau/Mouffe bestehe darin, dass sie eine Neuformulierung der Hegemonietheorie, wie sie von A. Gramsci (vom Verf. nur aus zweiter Hand zitiert) skizziert wurde, erlaube. Schließlich weist Laclaus Theorie nicht nur dem Raumbegriff einen prominenten Platz zu (vgl. S. 87ff.), sondern provoziere auch produktive Diskussionen über weitergehende Konzepte, so etwa der ‚radikalen Demokratie‘, deren Grundlagen und Voraussetzungen in den symbolischen Ressourcen des demokratischen Diskurses lägen (vgl. S. 95).

Mit Kapitel 4 „Operationalisierung: Untersuchung der Fixierung von Differenzbeziehungen in sprachlichen und nichtsprachlichen Artikulationen“ (S. 97–123) erfährt das Forschungsinteresse des Verf. eine entscheidende Konturierung. Es ergibt sich daraus, dass Laclau/Mouffe ihre Diskurstheorie nicht für empirische Forschung aufbereitet haben und ihre Operationalisierung noch weitgehend aussteht. In diesem Kontext stellt sich der Verf. das Ziel, Methoden für die empirische Umsetzung der Theorie zu entwickeln und anhand von Diskursen der Frankophonie zu erproben. Hierfür greift er auf das Methodeninventar der Sprach- und Literaturwissenschaft zu und identifiziert zwei methodische Verfahren als einschlägig: a) die Lexikometrie (vgl. S. 101–113), d. h. ein quantitativ ausgerichtetes sprachwissenschaftliches Verfahren zur Ermittlung von lexikalischen Strukturen in Texten, insbesondere von Frequenzen und Okkurrenzen von Wörtern und Wortgruppen, b) die an die Literaturwissenschaft bzw. Narratologie angelehnte Untersuchung von narrativen Mustern (vgl. S. 113–118). Warum ausgerechnet diese beiden Verfahren favorisiert werden und welche Probleme mit ihnen – stets – verbunden sind, wird nicht erörtert. Darüber hinaus führt er noch andere Verfahren zur Analyse von nichtsprachlichen Artikulationen und von sog. sedimentierten Diskursen an. In der weiteren Analyse spielen sie jedoch weder eine Rolle, noch wird erkennbar, wie in seinem Sinne z.B. eine diskursorientierte Bildanalyse (vgl. S. 119) funktionieren könnte, weshalb hier darauf nicht weiter eingegangen werden soll.

Kapitel 5 „Die diskursive Konstitution der Frankophonie“ (S. 125–215) verknüpft der Verf. mit dem Ziel, die aufwendigen theoretischen und methodologischen Diskussionen „in Wert zu setzen“ (S. 125). Auf eine – merkwürdig knappe – Darstellung des Forschungsstands (128–129) folgen Ausführungen zum Forschungsdesign der Fallstudie mit Angaben zu den insgesamt fünf Korpora für die lexikometrische Analyse sowie den Texten zur Analyse narrativer Muster: a) Reden auf den Konferenzen der ACCT/AIF von 1969 bis 1996, b) Eröffnungs- und Schlussreden auf den zehn Gipfelkonferenzen der Frankophonie von 1986 bis 2004, c) die Texte des Themenheftes „La Francophonie contre la liberté des peuples“ (1988) in der von M. Beti und O. Tobner herausgegebenen Zs. *Peuples Noirs Peuples*

Africains als Belege für frankophoniekritische Positionen, d) öffentliche Reden des französischen Staatspräsidenten von 1975 bis 2003 und e) Artikel aus *Le Monde* von 1987 bis 2003. Auch noch weitere Texte wie die Reden von Generalsekretären der OIF werden in die Analyse einbezogen, die auf S. 130 erwähnte tabellarische Auflistung dieser Texte fehlt allerdings. Die Analyse narrativer Muster stützt sich zudem auf zwölf zumeist von Promotoren und Funktionären der Frankophonie verfasste Monographien von meist panegyrischem Zuschnitt. Insgesamt also ein außerordentlich umfangreiches Textkorpus, das konsequent auf die Untersuchung der Frankophonie als (makro)politischen Raums und suprastaatlicher Institution kalibriert ist, zugleich aber viele andere ihrer Facetten dahinter zurücktreten lässt. Wiewohl durch das Textkorpus nicht oder nur ansatzweise abgedeckt, rekonstruiert der Verf. zunächst die Herausbildung von Diskursen der Frankophonie in den 1950er und 1960er Jahren (S. 134–151), was als methodisch inkonsequent angesehen werden mag, vor dem Hintergrund von Mythenbildung zur Geschichte der Frankophonie aber immerhin eine aufschlussreiche Lektüre darstellt. Fokussiert man die weitere Lektüre entlang der gerade erwähnten Zielsetzung – was erbringen diese Theorien und Methoden für die Untersuchung der so designierten Frankophonie? – auf die Erkenntnisse zur diskursiven Konstruktion der Frankophonie, wird man sich bei aller Belesenheit des Autors und einem zweifellos arbeitsintensiven Analyseprozess mit nur mehr mageren Ergebnissen und einer Reihe offener/unbeantworteter Fragen zufriedengeben müssen. Das Ergebnis der lexikometrischen Analysen ist im Grunde kaum mehr, als dass in den Diskursen der 1970er bis 1990er Jahre das Konzept von ‚langue française‘ zentrale diskursorganisierende Bedeutung („Knotenpunkt“) hatte (vgl. u.a. S. 164), dieses zu Beginn des 21. Jhs aber durch ‚diversité culturelle‘ als Knotenpunkt (vgl. S. 212ff.) ersetzt wird. Etwas differenziertere Einsichten erlauben die insgesamt 15 narrativen Muster, wiewohl deren Erkenntniswert nur bedingt einleuchten will. Heißt es unter a) narratives Muster „langue française als Grundlage universalistischer und humanistischer Ideale“ (S. 154f.), unter b) „langue française als Bindeglied einer weltumspannenden Gemeinschaft“ (S. 156) oder im Kontext des Kalten Krieges e) „Französische Sprache und Frankophonie als Werkzeug und Voraussetzung für den Frieden“ (S. 162f.), so mögen damit noch rekurrente Argumentationsfiguren in den Reden von Politikern benannt sein. Welchen Erkenntniswert aber haben solche narrativen Muster wie n) „Frankophonie als Gemeinschaft frankophoner Länder“ und o) „Der frankophone Raum“? Und was bedeutet in diesem Zusammenhang überhaupt noch das analytische Konzept „narratives Muster“? Im abschließenden Kap. 6 „Zusammenfassung: Diskurs – Hegemonie – Raum“ (S. 217–225) unterstreicht der Verf. nochmals zentrale Positionen seiner Argumentation, darunter, dass die Diskurstheorie ermögli-che, „die Idee von ‚vorgestellten Gemeinschaften‘ konzeptionell zu schärfen“ (S. 220), um mit der Einsicht abzuschließen: „Räume sind damit Ergebnis hegemonialer Diskurse und tragen gleichzeitig zur Naturalisierung und Stabilisierung hegemonialer Diskurse und damit einer (Re-)Produktion spezifischer sozialer Wirklichkeiten bei.“ (S. 225) Es folgt ein Anhang mit den Ergebnissen der lexikometrischen Analyse in Tabellenform, einer – eher mühsam zu erlesenden – Karte zur Französischsprachigkeit in den Ländern der OIF sowie eine umfangreiche Bibliographie.

Diskussion

Das Buch bietet reichlich Diskussionsstoff. Viele anregende Gedanken und Sichtweisen stehen neben so manch Kri-

tikwürdigem, etwa gleich zu Beginn, wenn es m. E. viel zu kurzschlüssig heißt: „Die soziale Wirklichkeit ist also das Ergebnis erfolgreicher, d. h. hegemonialer Diskurse“ (S. 20), oder wenn mit Abschnitt 3.1.1 F. de Saussures *Langue-Parole*-Dichotomie – wiederum verkürzend – ohne erkennbaren Nutzen für die weitere Argumentation eingeführt wird. Da der Verf. das Hauptaugenmerk seines Forschungsvorhabens auf die Operationalisierung der Diskurstheorie von Laclau/Mouffe legt und dafür auf textwissenschaftliche Methoden zugreift, sei dazu Stellung bezogen.

1. Die Lexikometrie, in der Form, wie sie bereits in den 1980er Jahren vor allem am CNRS in Frankreich für die Analyse von Texten – damals vor allem zu Texten aus der Französischen Revolution und von anderen Korpora – entwickelt wurde, konfrontiert die Analysierenden auf der formalen, und noch grundsätzlicher auf der wort-, satz- und textsemantischen, auf der grammatischen und pragmatischen Ebene unabdingbar mit einer ganzen Reihe von Problemen: Bestimmung und Abgrenzung von lexikalischen Einheiten, Kollokationen und Syntagmen, Zuordnung von Wörtern und Wortklassen, Type-Token-Relationen, Verben für illokutionäre Akte, Wortformen und -arten in Textsorten, Aktiv-Passiv-Konstruktion, Eigennamen u.v.a.m. Eine lexikometrische Analyse, die unreflektiert über die mit diesen Phänomenen verbundenen Probleme hinweggeht, hat zur Folge, dass die ermittelten Okkurrenzen und Frequenzen in die Irre führen oder aber schlicht wertlos werden. Um drei Beispiele anzuführen, ausgewählt anhand der Tabellen S. 227–234, in welchen jeweils eine Spalte für die Wörter/Wortfolgen, die Frequenz im Gesamtkorpus, die Frequenz im Teilkorpus sowie die Spezifität im Teilkorpus aufgelistet sind: In Tab. 7 erscheinen z.B. die Einträge ‚roy‘, weiter unten, d.h. mit geringerer Spezifität, ‚louis roy‘ und zwei Zeilen tiefer auch noch ‚jean louis roy‘, womit der Name des früheren Generalsekretärs der ACCT a) gleich dreifach erfasst wird, und b) ohne Aufschluss darüber zu erhalten, ob es um den politischen Akteur geht oder um Einträge in einer Bibliographie oder ob der Eigenname in anderweitigen Zusammenhängen erscheint. Auch die Problematik der Abgrenzung von lexikalischen Einheiten, Kollokationen und Syntagmen zeigt sich in Tabelle 7, wo als Wörter/Wortfolgen jeweils mit absteigender Spezifität aufgeführt werden: ‚permanent de la francophonie‘, ‚conseil permanent‘, ‚conseil permanent de la francophonie‘, ‚permanent de la‘, ‚du conseil permanent de la francophonie‘ und schließlich ‚permanent de‘. Die erste und die letzte der genannten Wortfolgen stellen zumindest auf der semantischen Ebene ein Problem dar. Und ein weiteres Phänomen: In Tabelle 6 steht weit oben mit hoher Frequenz das Lexem ‚monsieur‘, unmittelbar gefolgt von der Zahl und Zeitangabe ‚1970‘ und weiter unten der mehrdeutigen Form ‚pas‘. Es ist schwer zu sagen, in welcher Weise diese drei Einträge in ihren Bedeutungen und Funktionen als spezifisch für einen Diskurs der Frankophonie interpretiert werden können und wie im Zuge von lexikometrischer Analyse die Spreu vom Weizen zu trennen ist.

Als zweites methodisches Instrument führt der Verf. die Aufdeckung narrativer Muster an. Wie diese Muster ermittelt werden, wird in den Ausführungen auf S. 113ff. jedoch nicht deutlich, und Verweise auf Ansätze aus der *grounded theory* und auf Kodierung/kodierende Analyse lassen zwar vermuten, dass interpretative Verfahren zum Einsatz kommen. Nur bleibt dabei völlig im Unklaren, welche sprachlichen Formen und Strukturen des Diskurses wie und warum Gegenstand von Interpretation sind, welcher Stellenwert wiederum der Interpretation im Methodengefüge der Analyse zukommt und wie sie methodisch kontrolliert werden kann. Wie relevant dies ist, habe ich weiter

oben mit dem Hinweis auf die narrativen Muster n) und o) im Diskurs der OIF angedeutet.

2. Die Frage, was Diskurse sind und wie sie untersucht werden können, bewegt seit Jahrzehnten die Sprachwissenschaft und andere Disziplinen. Das Buch reiht sich ein in die mittlerweile zahlreichen Studien politologischer, soziologischer, philosophischer u.a. Provenienz, die mit dem Diskursbegriff nicht nur argumentieren, sondern sich der Herausforderung empirischer Forschung stellen: Wie werden Diskurse analysiert? Der Verf. grenzt sich dabei begründet von Verfahren der Inhaltsanalyse ab. Warum er aber in der Lexikometrie und der Analyse narrativer Muster die Mittel seiner Wahl sieht, wo doch auch andere Verfahren der Diskursanalyse möglich sind, wird nicht weiter diskutiert. Dabei liegen eine Reihe von sprachwissenschaftlichen Zugriffen auf Diskurse vor, die durchaus auch an größeren Textmengen erprobt wurden. Im deutschsprachigen Raum als Klassiker sind die Arbeiten von U. Maas zur Sprache im Nationalsozialismus ebenso anzusehen wie die Studien der Wiener Gruppe um Ruth Wodak über identitäre Diskurse in Österreich, von der, nun in der Perspektive der Kritischen Diskursanalyse, ein Bogen zu schlagen ist zur Duisburger Gruppe um Margarete und Siegfried Jäger, der Oldenburger Gruppe um Klaus Gloy und Franz Januschek u.a. Zwar arbeiten diese Gruppen nicht mit der Diskurstheorie von Laclau/Mouffe, sie schließen aber, wie die Letzteren, an Foucaults Diskursverständnis an und, was nun entscheidend ist, sie haben in methodischer Hinsicht vieles über die Zusammenhänge von Diskurs, Text, sprachlicher Form und sozialen Welten sowie über die Wege ihrer Analyse zu sagen. Ob sich diese sprachwissenschaftlichen Verfahren für politikwissenschaftliche oder/und kulturgeographische Zielsetzungen in Dienst stellen lassen, hängt davon ab, wie reflektiert sich die Forschenden auf das analytische Geschäft einer an der sprachlichen Form geleiteten/interessierten Rekonstruktion der diskursiven Verfasstheit von sozialen/politischen Räumen einlassen.

3. Die Aktualität dieser 2013 erschienenen Studie ist nicht durchweg gegeben. Die Angaben zur OIF beziehen sich auf den Stand von 2006. Auch die einschlägige Sekundärliteratur geht nur in wenigen Fällen über das Jahr 2006/07 hinaus. Seit Abschluss des Habilitationsverfahrens ist offensichtlich wenig nachgearbeitet worden.

4. Wohl nicht nur ein Schönheitsfehler ist, dass die Abbildung auf S. 171 sowie die dazugehörigen Fußnoten nicht vom Verf. selbst, wie angegeben, entworfen und verfasst wurden, sondern aus dem Buch des Rezensenten („Frankophonie. Sprache – Diskurs – Politik“, 2005, 144) „adoptiert“ wurden, inklusiv des Schreibfehlers bei „Sommet des chefs d'État(s)“. Bleibt zu wünschen, dass sich nicht auch noch andere AutorInnen ohne Quellenangabe in dem Text wiedererkennen.

Zusammenfassung

Der Band hinterlässt einen zwiespältigen Eindruck. Anregend ist die Lektüre jener Passagen, in welchen die Wandelprozesse in der kulturgeographischen Forschung in Richtung konstruktivistischer Positionen reflektiert werden. Nicht zuletzt wird hierbei das Potential interdisziplinärer Vorgehensweisen von Kulturgeographie und Sprachwissenschaft, für welche die Konzepte von Raum/Räumen kaum weniger zentral sind als für die Kultur-/Humangeographie, erkennbar und vom Verf. selbst ja auch schon praktiziert. In methodologischer Hinsicht allerdings, da, wo es um die Operationalisierung der Diskurstheorie von Laclau/Mouffe geht, greift der Ansatz in verschiedener Hinsicht zu kurz und werden aus sprachwissenschaftlicher Sicht notwendige Diskussionen ausgeblendet, mit dem Resultat, dass

die Ergebnisse der Analysen nicht überzeugen können. Dass sie in Bezug auf die Frankophonie als politischen Raum eher mager ausfallen, wurde bereits gesagt, wiewohl der Band zu den Institutionalisierungsprozessen vor der Gründung der OIF eine durchaus interessante Lektüre darstellt.

Jürgen Erfurt

Kluy, Alexander, **Jüdisches Marseille und die Provence**. Wien: Mandelbaum, 2013, 298 S., € 19,90.

Seinem 2011 in derselben Reihe erschienenen Band über das jüdische Paris lässt Alexander Kluy nun einen über das jüdische Marseille und die Provence folgen. Das Thema ist von hohem Interesse: Nur relativ wenige wissen, dass die Provence (und der benachbarte Languedoc) vor allem im späteren Mittelalter eines der Zentren jüdischen Lebens und jüdischer Kultur in Europa war. Das erklärt sich aus dem Zusammenwirken mehrerer Faktoren: Das heutige Südfrankreich, vor allem die Grafschaften Toulouse und Provence (später Königreich), war bis zum Ende des 13. bzw. des 15. Jahrhunderts allenfalls nominell der französischen Krone unterstellt, Avignon und seine Umgebung, der (oder das) Comtat (= Grafschaft) Venaissin, standen bis 1789/90 unter päpstlicher Verwaltung. Die okzitanischen Fürsten geboten teilweise über eine bunt gemischte Bevölkerung (Katholiken, Katharer, Juden, Mohammedaner und andere Zuwanderer aus verschiedenen Teilen des Mittelmeeres), vor allem in den sich rasch entwickelnden Städten, sie mussten daher ein höheres Maß an Toleranz aufbringen als etwa die französischen Könige. Vor allem die Städte in der Nähe der Küste waren von dieser Vielfalt geprägt. Außerdem standen die okzitanischen Herren in enger Verbindung zu den katalanischen Herrschaften südlich der Pyrenäen, zwischen 1204 und 1213 war der König von Aragón (Pere I *el Catòlic*) Lehensherr des Grafen von Toulouse. Das bedeutete auch, dass (nicht nur) die jüdische Bevölkerung relativ leicht zwischen der Iberischen Halbinsel und den okzitanischen Herrschaften sich bewegen konnte. Erst als die Grafschaft Toulouse zunächst im sogenannten Kreuzzug gegen die Katharer (1209–1229/1255) vernichtet wurde und schließlich ihre Reste 1271 an die französische Krone fielen, ging dieser Bewegungsspielraum im Westen nach und nach verloren. Die französischen Könige bedrängten die jüdischen Gemeinden immer wieder, und diese mussten auf Orte ausweichen, die nicht unter ihrer Herrschaft standen. Dazu gehörten die bis 1481 noch unabhängige Provence und dann vor allem die päpstlichen Gebiete; diese bis zur Revolution und damit bis zur bürgerlichen Gleichstellung der Juden. Die lange Zeit von der französischen Krone (relativ) unabhängige Entwicklung ist für das Verständnis der jüdischen Kultur in der Provence unerlässlich. Wenn sie auch nicht von Brüchen verschont blieb, vor allem ab 1481, so ist sie insgesamt doch anders verlaufen als im Norden des französischen Königreiches. Kulturell gingen diese jüdischen Gemeinden in ihrer okzitanischen Umgebung auf, ihre Alltagssprache war Okzitanisch; Kultsprache blieb das Hebräische. Da sie aus ihrer religiösen Praxis stammende hebräische Wörter auch in jene übernahmen, spricht man manchmal von einer eigenen jüdischen Sprache (*Shuadit*), es dürfte sich jedoch nur um eine durch lexikalische Besonderheiten angereicherte Varietät des umgebenden Okzitanisch gehandelt haben. Häufig sagt man, dass der in dem Band erwähnte Schriftsteller und Philosoph Armand Lunel (1892–1977, S. 147–149) der letzte Sprecher dieser Varietät gewesen sei (und nicht eines „Judäofranzösischen“). Allerdings schrieben die okzitanischen Juden ihre volkssprachlichen Texte meist in hebräischen Lettern, daher wirkten sie auf

den nicht Eingeweihten fremd. Städte wie Marseille, Arles und die westlicher gelegenen Lunel, Montpellier, Béziers, Narbonne und andere waren intellektuelle Zentren des Judentums. Die Kabbala, die jüdische Mystik, nahm ihren Ausgangspunkt in der Provence, bevor sie im 13. Jahrhundert vor allem im christlichen Teil der Iberischen Halbinsel weiterentwickelt wurde (vgl. René Nelli, *Dictionnaire des hérésies méridionales*, Toulouse: Privat, 1968). So ist es auch nicht verwunderlich, dass unter den okzitanischen Trobadoren einige Juden waren (*ibid.*).

Zwar erwähnt der Band in mehreren Überblicksdarstellungen auch diese Aspekte, sein Hauptinteresse liegt indes auf der jüngeren Vergangenheit, der Emanzipation der Juden in Frankreich im Zuge der Revolution und den daraus entstehenden Konflikten und den Verfolgungen des 20. Jahrhunderts. Er geht weitgehend nach dem Schema seines Paris-Buches vor und reiht biographische Skizzen aneinander, die er an den Aufenthaltsorten der jeweiligen Personen festmacht. Viele von ihnen sind Flüchtlinge vor deutscher und französischer Verfolgung während des Zweiten Weltkrieges, andere berichten von der Erfolgsgeschichte des sich emanzipierenden Judentums im Frankreich des 19. Jahrhunderts. Man liest folglich über Stefan Zweig (S. 55–57) und Anna Seghers (S. 65–70) in Marseille, über Varian Fry (S. 76–80), den zu Lebzeiten weitgehend unbekannt gebliebenen Retter einer großen Zahl von Schriftstellern, Künstlern und Politikern, über die Philosophin Simone Weil, die sich 1943 in England verhungern ließ (S. 81–82), die Schriftsteller Albert Drach (S. 200–201) und Valeriu Marcu (S. 211–212) in Nizza. Aber auch Gaston Crémieux, der 1871 in Marseille eine *Commune* ausrief und zum Tode verurteilt und hingerichtet wurde, wird erwähnt (S. 80–81). Sogar der Aufenthalt von Karl Marx im *Hôtel de Russie* in Monaco wird aufgeführt (S. 150–152). Diese biographischen Skizzen werden unterbrochen durch Originaltexte, etwa von Kurt Tucholsky, Joseph Roth, Lion Feuchtwanger und Ludwig Marcuse (leider werden die Quellen nicht immer deutlich), oder durch längere zusammenhängende Darstellungen, etwa über die Razzien in Marseille 1943 oder über die jüdische *Résistance* in Nizza. Sanary-sur-Mer, jenes Städtchen, das in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre so etwas wie die Hauptstadt der deutschen Literatur im Ausland war, wird in unterschiedlichen Aspekten geschildert (S. 253–262). Der Nachdruck, den der Verfasser auf die Emigrierten nach 1933 legt, lässt das autochthone Judentum ein wenig in den Hintergrund treten, eine im Hinblick auf das Zielpublikum sicher vertretbare Entscheidung.

Selten geht der Verfasser mit seinen biographischen Skizzen weiter zurück. Auf der Reise von Marseille nach Carpentras widmet er in dem Städtchen Saint-Rémy-de-Provence einen Abschnitt Michel de Nostredame, dem berühmten Wahrsager Nostradamus (S. 113–115), lässt sich aber dessen mindestens ebenso interessanten Bruder Jean (Jehan) de Nostredame entgegen, der 1575 in Lyon ein Buch mit dem Titel *Les vies des plus célèbres et anciens poètes provençaux* veröffentlicht, das die früheste gedruckte Anthologie der Trobadore darstellt. Letztlich interessanter ist jedoch, dass Jean de Nostredame in diesem Werk einen Weg der (Re-)Konstruktion von Vergangenheit andeutet, den zwei bis drei Jahrhunderte später die Schöpfer vieler neuer Völker/Nationen gehen werden: Da die Zahl der ihm bekannten Trobadore aus der Provence für seine Zwecke nicht ausreicht, „annektiert“ er etliche aus anderen Gebieten des okzitanischen Sprachraums und erfindet schließlich neue, deren Gedichte er kurzerhand selbst verfasst (manche der von ihm erfundenen Autoren finden sich noch in den ersten Anthologien aus dem frühen 19. Jahrhundert, als die wissenschaftliche Romanistik mit der Erforschung der mittelalterlichen Texte beginnt; erst nach und nach wird den Forschern bewusst,